



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Massow, W. von: Freiherr von Marschall

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Freiherr von Marschall

Von W. von Massow-Berlin



Wenn ein Mann in hoher, weithin sichtbarer Stellung aus dieser Zeitlichkeit abgerufen wird, dann kann man sich beim Lesen der zahlreichen Nachrufe, die ihm in allen Tageszeitungen und Zeitschriften pflichtgemäß gewidmet werden, häufig kaum des Gefühls erwehren, daß dieser Nachrufspflicht gewöhnlich recht handwerksmäßig und schablonenhaft genügt wird, wenn es nicht gerade einer von den ganz Großen ist, deren Taten mit einem besonderen Griffel im Buch der Geschichte verzeichnet sind. Aus dem Kreise derer, die dem Verstorbenen menschlich näher gestanden haben, mischt sich wohl hier und da eine Note aufrichtiger Trauer in den Chor, aber den meisten merkt man doch an, daß sie es eilig haben, ihre konventionelle Verbeugung vor der Majestät des Todes und den Verdiensten des Dahingeshiedenen zu machen. Die schnellebige Zeit kann den Augenblick nicht erwarten, wo man von etwas anderem spricht, und was uns da — man möchte fast sagen: anstandshalber — als Trauer vorgeführt wird, weckt nur zu leicht die bitter-skeptische Frage Hamlets: Was ist ihm Hekuba?

Aber es ist doch nicht immer so. Es gibt Lücken, die sich auch in einer Zeit, die soviel Oberflächlichkeit und Ansprüche zur Schau zu tragen scheint, schwer schließen, die auch in weiteren Kreisen mit aufrichtigem Schmerz empfunden werden. Wen von allen, die der Entwicklung unseres Vaterlandes in den letzten Jahrzehnten mit Aufmerksamkeit und mit warmem Herzen gefolgt sind, hätte nicht ein jäher Schreck durchzuckt, eine tiefe Niedergeschlagenheit ergriffen, als die Trauerkunde von Badenweiler die Welt durcheilte? Hier war mehr als konventionelle Trauer um einen verdienstvollen, hochgestellten Mann; hier regte sich das Bewußtsein eines schweren Schlages für das deutsche Volk, das in dem Freiherrn von Marschall einen seiner besten Männer verloren hat.

Eben jetzt hatte man Großes von ihm erwartet. Er hatte soeben erst die schwerste Aufgabe übernommen, die einem deutschen Diplomaten überhaupt gestellt

werden konnte, und von Freund und Feind war ihm bescheinigt worden, daß man ihn in erster Linie für fähig hielt, diese Aufgabe zu lösen. Fast zu überschwänglich, lauter jedenfalls, als die Klugheit gebot, war er als der Mann des allgemeinen Vertrauens gepriesen worden. So sah er sich getragen von der Hoffnung seines Volkes, von der Anerkennung der ganzen Welt. Viele wußten gar nicht oder hatten es vergessen, daß Freiherr von Marschall schon im siebenzigsten Lebensjahre stand, also nahe jener Altersgrenze, nach deren Überschreitung für die Mehrzahl der Menschen jeder Tag des Lebens als ein besonderes Geschenk erscheint. Aber auch die Wissenden, die sich nicht verhehlen konnten, daß Alter und Leiden bereits diese starke Natur zu erschüttern begannen, vertrauten unwillkürlich angesichts der Frische des Geistes, der unverwundlichen Arbeitskraft und Zähigkeit, die in diesem robusten, mächtigen Körper wohnten, auf die Hilfsquellen ungebrochener Lebenskraft, die die ganze Persönlichkeit in sich barg. Marschall schien niemals zu den Naturen zu gehören, die ihre Kräfte in rastloser, aufreibender Tätigkeit aufzehren und die man nur mit Sorge an neue große Aufgaben herantreten sieht. Eine eigentümliche Mischung von behäbiger Ruhe und lächelnder Leichtigkeit schien ihn über alles hinwegzutragen, woran sonst das Nervensystem gewöhnlicher Sterblicher Schiffbruch zu leiden pflegt. Um so bitterer und unerwarteter empfindet man den harten Griff des Schicksals, das diesen Starken nur drei Monate nach Beginn seiner neuen, mit so großen Hoffnungen begleiteten Tätigkeit niedergeworfen hat.

Es liegt eine starke Tragik in dem Abschluß dieses reichen und fruchtbaren Lebens. Und doch! Den Verstorbenen selbst vermag man kaum zu beklagen, wenn es wahr ist, was die Weisen aller Zeiten gelehrt haben, daß dem Menschen kein größeres Glück begegnen kann, als von einem Höhepunkt abberufen zu werden, wo er statt des Verzichts und der Entfagung, die so manches Leben abschließen, den Ausblick in ein Land erfüllter Hoffnungen und errungener Erfolge genießen konnte. Und wenn es dem Leben des entschlafenen Staatsmannes nicht an zahlreichen bitteren, sehr bitteren Stunden gefehlt hat, so ist er doch durch diese hindurch zu immer größeren Erfolgen hindurchgedrungen. In der Tat ist dieses Leben ein beständiger Aufstieg gewesen, und zwar nicht in dem Sinne, wie wohl manchem Glückspilz ein Erfolg nach dem anderen in den Schoß fällt; vielmehr ist es ein redlich erkämpftes und erarbeitetes Glück gewesen, die Frucht eines inneren Wertes, der in Mühen und Erfahrungen geläutert und gefestigt wird.

Wie man es in der Laufbahn des Staatsmannes öfter findet, hat auch Marschall die Tätigkeit, die ihm im besten Sinne Lebensberuf werden und die ihm die größten Erfolge bringen sollte, nicht von Anfang an als Ziel ins Auge gefaßt; er hat ursprünglich nicht Diplomat werden wollen. Als unabhängiger Mann, als Angehöriger einer der vornehmsten Familien seines Heimatlandes Baden, ist er allmählich in die politische Tätigkeit hineingeführt worden, bis andere die Eigenart seiner Fähigkeiten erkannten und ihn an die Stelle

stellten, von der aus im Laufe der Zeit der Politiker zum Diplomaten und Staatsmann wurde.

Wenn auch die äußeren Daten seines Lebens zum Teil schon bekannt, zum Teil durch die Tageszeitungen genügend wieder in Erinnerung gebracht worden sind, erscheint es doch angezeigt, das Wichtigste davon hier noch einmal zu wiederholen, um daran die Entwicklung dieser bedeutenden Persönlichkeit zu zeigen. Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein entstammt dem badischen Zweige seines Geschlechts, das sich in der Geschichte dieses Landes einen ehrenvollen Platz gesichert hat. Auf dem väterlichen Gut Neuershausen bei Freiburg ist er am 12. Oktober 1842 geboren. Durch Grundbesitz und Familienzugehörigkeit schienen ihm für sein späteres Leben gewisse Bahnen vorgezeichnet zu sein, und es konnte sich für ihn bei der Wahl des Berufes nur darum handeln, diesem Leben durch die Vorbildung zu einer bestimmten Tätigkeit eine festere Gestalt zu geben. Sein auf Klarheit und Schärfe gerichteter, reichbegabter Geist fühlte sich zum juristischen Studium getrieben, und in diesem Beruf hat er lange Jahre seine Befriedigung gefunden. Ohne Zweifel hat diese Tätigkeit einen gewissen Einfluß auf seine ganze Geistesrichtung gehabt, und namentlich seine Gegner wollten noch lange später in der Art und Methode seines parlamentarischen Auftretens die Eigenheiten des Plaidoyers erkennen. Höhnend sprachen sie dann von dem „Staatsanwalt“, der an Bismarcks Stelle die auswärtige Politik des Reiches leite. Wenn es aber auch richtig sein mag, daß Herr von Marschall anfangs einzelne Schwächen und Eigentümlichkeiten des praktischen Berufsjuristen in eine neue Tätigkeit hinübernahm, so hat er sie einerseits bald genug abgestreift, andererseits bildeten diese Schwächen doch nur die unbedeutende Rehrseite vieler glänzenden Eigenschaften, vor allem der ihm eigenen, auf logischer Schärfe und voller Beherrschung des Gegenstandes beruhenden inneren Sicherheit und Klarheit, ferner aber der durchdringenden Beobachtung der Menschen und Verhältnisse. Es wird aber hiernach verständlich sein, daß diese Vorzüge erst in der diplomatischen Tätigkeit zur vollen Entfaltung kamen, daß sie hier ausgiebiger zur Geltung gelangten als in der mehr bureaukratischen Tätigkeit der Leitung eines Reichsamts.

Wenige Jahre nachdem Marschall das Amt eines Staatsanwalts in Mannheim übernommen hatte, riefen ihn die Verhältnisse auf das politische Kampffeld. Als Vertreter des grundbesitzenden Adels nahm er 1875 seinen Sitz in der badischen Ersten Kammer. Einmal zur praktischen Mitwirkung an der Gesetzgebung seines engeren Vaterlandes und zur parlamentarischen Tätigkeit berufen, konnte eine solche Persönlichkeit hinfort nicht unbemerkt bleiben, und so sehen wir ihn 1878 bei den bedeutungsvollen Reichstagswahlen jenes Jahres zum ersten Male eine wichtige Rolle spielen. Seine persönlichen Überzeugungen wiesen ihn in das konservative Lager. In Baden hatte bis dahin ein gesunder Konservatismus nicht so recht aufkommen können. Die Gegensätze hießen dort im wesentlichen: Liberalismus und Klerikalismus. Die Rückwirkungen des preussischen

Kulturkampfes hatten diese Gegensätze verschärft, anderseits war auch Baden nicht unberührt geblieben durch das von der Reichspolitik ausgehende Abflauen der Stimmung, die bis dahin dem Nationalliberalismus eine beherrschende Stellung gesichert hatte. So sahen die badischen Konservativen ihre Hoffnungen gestärkt; denn mehr als früher fühlte man im Lande den Mißstand, daß sich seit der Schwächung des nationalen, maßvollen Liberalismus und der Verschärfung der konfessionellen Gegensätze die immerhin beachtenswerten konservativen und evangelisch-positiv gerichteten Elemente immer mehr zurückgedrängt sahen. Freiherr von Marschall wurde der Führer dieser konservativen und evangelisch-kirchlichen Bewegung, und so lag es nahe, das Ansehen seiner Persönlichkeit auch bei den Reichstagswahlen auszunutzen — mit dem Erfolge, daß Marschall als Vertreter des 10. badischen Wahlkreises in den Reichstag einzog, wo er sich der deutsch-konservativen Partei anschloß. Wer das Wesen des späteren Staatsmannes richtig erkennen will, darf diese Grundlage seiner politischen Richtung nicht übersehen. Sie zeigt, daß der Gegensatz, in den er später zu seinen ehemaligen Parteigenossen geriet, nicht auf ursprünglicher und grundsätzlicher Meinungsverschiedenheit beruhte, sondern durch besondere Umstände herbeigeführt wurde. Abgesehen davon wird man zweierlei beachten müssen. Wenn sich jemand aus den Reihen einer Partei heraus zum Staatsmann entwickelt, wird er immer leicht das besondere Mißfallen derer erregen, die mit ihm früher an einem Strang gezogen haben. Denn vom Parteistandpunkt gesehen, erscheint die Persönlichkeit, die einen umfassenderen Blick gewonnen hat, natürlich als ein Abtrünniger, und in die übliche Bekämpfung der abweichenden Meinung des ehemaligen Freundes mischt sich noch die Bitterkeit der Enttäuschung und Kränkung. Dann aber kam vielleicht noch etwas anderes hinzu. Vielleicht empfand Marschall schon während seiner Zugehörigkeit zur deutschkonservativen Fraktion manches, was ihn von seinen Parteifreunden trennte. Denn es ist nicht anzunehmen, daß er, der Angehörige eines süddeutschen Mittelstaates, mit seinem doch recht anders gearteten Stammescharakter, sich ohne weiteres mit den Eigentümlichkeiten des preußischen Konservatismus, der auf ganz anderen geschichtlichen Traditionen beruht, eins gefühlt haben sollte. Und vielleicht hat diese gerade bei grundsätzlicher Übereinstimmung dennoch gefühlte leise Differenz nicht unwesentlich dazu mitgewirkt, den Parteimann zum Staatsmann umzuformen.

Marschall ist nicht lange Reichstagsabgeordneter gewesen. Er war bei der Neuorganisation des Justizwesens im Jahre 1879 Landgerichtsrat geworden, und diese Tätigkeit lockte ihn mehr als das Mandat, das er bei den Neuwahlen von 1881 nicht wieder erneuern ließ. Bald darauf wurde er Erster Staatsanwalt, und so schien ihn der alte Beruf doch wieder festhalten zu wollen. Aber schon war seine politische Befähigung zu deutlich hervorgetreten, als daß sein Landesfürst auf diese Kraft hätte verzichten können. Im Jahre 1883 ernannte ihn der Großherzog zum badischen Gesandten in Berlin und zum Bevollmächtigten beim Bundesrat. So war er nun doch in das Zentrum der Reichspolitik gestellt

und wirkte hier als ein allgemein hochgeschätzter, verdienstvoller Mitarbeiter an der Reichsgesetzgebung. Als solchen hat ihn auch Fürst Bismarck anerkannt. Da die leidenschaftliche Erregung späterer Zeiten diese Tatsache zu verwischen gesucht hat, ist es notwendig, auch daran zu erinnern. Allerdings lag die Tätigkeit des Freiherrn von Marschall in diesen Jahren vorwiegend auf innerpolitischem Gebiet, wie er denn z. B. um die Durchführung der Reichsversicherungs-gesetzgebung besondere Verdienste hat. Immerhin war seine Stellung der Form nach eine diplomatische; tatsächlich war er dadurch auf das eingehendste an der gesamten Reichspolitik interessiert und wurde mit ihr gründlich vertraut. So bildete die Tätigkeit Marschalls als badischer Gesandter den Übergang zu seiner weiteren staatsmännischen Laufbahn.

Die Entlassung des Fürsten Bismarck im März 1890 brachte den bedeutungs-vollsten Wendepunkt im Leben Marschalls. Der Kaiser hatte bekanntlich gehofft, den Grafen Herbert Bismarck auf seinem Posten als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes halten zu können. Aber Graf Herbert folgte seinem Vater, und nun mußte auch für diese verantwortliche Stellung ein neuer Mann gesucht werden. Hält man alle die Umstände und Einflüsse zusammen, die damals für die Wahl des Nachfolgers bestimmend waren, so scheint es wohl begreiflich, daß sie auf den badischen Gesandten in Berlin fallen mußte. Freiherr von Marschall wurde also mit der Leitung des Auswärtigen Amtes betraut und sah sich damit plötzlich vor eine Aufgabe gestellt, an der ein Durchschnittscharakter unfehlbar gescheitert wäre. Sein Vorgänger war der Sohn des Altreichskanzlers gewesen, der Vertraute und das ausführende Organ seines großen Vaters. War auch Freiherr von Marschall formell nur der Stellvertreter des Reichskanzlers, gingen auch die großen Direktiven der auswärtigen Politik vom Kaiser selbst und vom Kanzler aus, so wälzte sich doch auf den neuen Staatssekretär eine Verantwortungslast von gewaltigem Umfange; ihm fiel zu einem großen Teil die Fortsetzung und Erhaltung des Werkes zu, das der größte Staatsmann des Jahrhunderts begonnen hatte. Und in dieser Aufgabe war er trotz aller Erfahrung und Vorbereitung in wesentlichen Stücken ein Neuling. Aber sein festgefügter Charakter, noch gestützt durch warme und doch besonnene Vaterlandsliebe und durch einen gesunden, berechtigten Ehrgeiz — den Ehrgeiz des tüchtigen Mannes, der weiß, was er wert ist, und der seine Kräfte betätigen will, — ließ ihn mutig in die Bresche springen. Sein klarer, selbstsicherer Geist und seine ungebrochene Arbeitsfreudigkeit und Energie mußten ihm helfen, die Schwierigkeiten zu überwinden, deren Umfang er sich nicht verhehlte. Er wußte wohl, daß er Fehler machen würde, aber er durfte sich sagen, daß die Eigenart der Lage auch anderen die Lösung der Aufgabe schwer, vielleicht noch schwerer machen würde, und so hielt er es für seine Pflicht, getrost dem an ihn ergangenen Ruf zu folgen und seine beste Kraft daran zu setzen. Es begann für ihn eine Zeit heftiger Anfeindungen. Den erregten Gemütern jener Jahre — und dazu gehörten damals Leute, denen sonst kein Opfer für das Vaterland zu groß war, die aber in der Verbitterung über

Bismarcks Entlassung und die damit zusammenhängenden Ereignisse jede Besonnenheit eingebüßt hatten, — erschien es schon als ein Verbrechen, daß sich jemand dazu hergab, dem „neuen Kurse“ seine Kraft zur Verfügung zu stellen. Es waren die Zeiten, die vorhin erwähnt wurden: man verhöhnte den „Staatsanwalt“, der an Bismarcks Stelle auswärtige Politik treibe. Man fand alles klein, töricht und schwankend, was die neuen Männer angingen, so wie vorher alles groß, klug und fest gewesen war. Der Vorwurf war in mehr als einem Punkte begründet; es war in der Tat eine unselige Übergangszeit. Aber die Ungerechtigkeit und Übertreibung lag in der summarischen Beurteilung, der unterschiedslosen Vermengung aller politischen Erscheinungen und persönlichen Momente, die in dem Begriff „neuer Kurs“ zusammengefaßt wurden. Viele gaben sich gar nicht die Mühe, zu untersuchen, was unvermeidliche Folge der Vergangenheit und was willkürlich herbeigeführt war; sie vergaßen das Beobachtete nach Ursache und Wirkung zu ordnen, den tatsächlichen Veränderungen der Lage Rechnung zu tragen, Persönliches und Sachliches zu trennen. Marschall ist allen diesen Anfeindungen gegenüber ruhig und sicher seinen Weg gegangen, selbst unermüdblich arbeitend und lernend und so immer reicher die Fülle seiner Gaben entfaltend.

Ernster war natürlich die Gegnerschaft, die ihm aus sachlichen Bedenken gegen die von ihm vertretene Politik erwuchs, und hier waren es vor allem die Handelsverträge, die ihm die erbitterte Opposition seiner ehemaligen Parteifreunde eintrugen. Will man aber Marschalls persönlichen Anteil an dieser Politik — mag man ihn nun Verdienst oder Schuld nennen — richtig einschätzen, so darf man nicht vergessen, daß er erstens die grundlegenden Entschlüsse dieser Politik nicht zu verantworten hatte, und daß er zweitens eine handelspolitische Situation vorfand, an der er nichts Wesentliches ändern konnte und aus der er nur nach Möglichkeit die Vorteile herausholen mußte, die zur Erreichung des ihm einmal vorgezeichneten Zieles führten. Es ist müßig, die Frage aufzuwerfen, wie Marschall wohl gehandelt haben würde, wenn er damals selbständig und mit voller Verantwortung der deutschen Handelspolitik hätte die Richtung geben können. Es genügt, zu wissen, daß er die Aufgabe, die ihm seine Stellung als Staatssekretär zuwies, mit Geschicklichkeit und Entschiedenheit durchführte, wie es ihm seine Pflicht gebot. Was ihn davon hätte abhalten können, wäre nur die Überzeugung von der Verkehrtheit der Grundgedanken dieser Politik gewesen. Daß er diese Überzeugung nicht besaß, daß er im Gegenteil die Grundgedanken der Handelsvertragspolitik billigte, steht außer Zweifel. Aber damit wurde er seiner ursprünglichen politischen Richtung keineswegs untreu. Denn jene Politik wäre wohl mit den konservativen Wünschen und Bedürfnissen in Einklang zu bringen gewesen, wenn nicht die begleitenden Umstände in Anschauungen, Begründungen und Maßnahmen — Fehler, die auf das persönliche Konto des damaligen Reichskanzlers Grafen Caprivi fallen, — einen für lange Zeit unheilbaren Riß

zwischen den großen Erwerbsgruppen herbeigeführt und die Konservativen zu einseitigen Verfechtern extrem agrarischer Forderungen gemacht hätten.

Was aus dieser Zeit zurückblieb, war eine erbitterte Feindschaft zwischen Marschall und den Konservativen, so wie sie nun inzwischen geworden waren. Und als nun der Kanzlerwechsel 1894 eine gewisse Umkehr von manchen Prinzipien und Anschauungen des „neuen Kurses“ mit sich brachte, erschien die Stellung des Staatssekretärs ernstlich gefährdet. In Wirklichkeit war das Vertrauen des Kaisers zu Herrn von Marschall unerschüttert, und ein sachlicher Grund, dem Staatssekretär die Führung der Geschäfte, in die er sich jetzt ganz eingearbeitet hatte, zu entziehen, bestand durchaus nicht. Aber in politischen Kreisen war um jene Zeit der Eindruck entstanden, als ob es in der Führung der Reichsgeschäfte an der nötigen Einheitlichkeit fehle, als ob es in den höchsten Reichsämtern Strömungen gebe, die gegeneinander arbeiteten. Und das war auch in dem Sinne richtig, daß der persönliche Einfluß des alten Fürsten Hohenlohe nicht mehr die beherrschende Kraft hatte, um eine entschiedene Überlegenheit geltend zu machen. Daß eine solche Lage die politische Intrigue weckt, ist eine traurige, aber sich immer wieder bestätigende Erfahrung. In dem Freiherrn von Marschall glaubten die Drahtzieher der Intrigue einen der Männer zu sehen, die als charakteristische Figuren aus der Capriviperiode in die neue Lage angeblich nicht passen sollten. So galt es für sie, an entscheidenden Stellen den entsprechenden Eindruck zu erwecken. Ging es nicht auf geradem Wege, so mußte es auf krummem gehen. Jetzt begann die Lanzierung von allerlei Nachrichten und Aufsätzen in der Presse, die Herrn von Marschall kompromittieren sollten. Es sollte der Anschein erweckt werden, als ob Marschall selbst mit Hilfe der ihm ergebenen Presse intrigiere oder politische Sonderzwecke verfolge. Aber die Erwartungen der im Dunkeln Schleichenden schlugen in einer ganz ungeahnten Weise fehl. Der Staatssekretär selbst zerriß das Netz, mit dem er umspinnen werden sollte, indem er die ermittelten Vertreiber dieser Presnotateden vor Gericht ziehen ließ. Er unternahm, wie er sagte, — und der Ausdruck ist seitdem berühmt geworden, — die „Flucht in die Öffentlichkeit“. Dieser Prozeß Leckert-von Lützow, dem im Jahre 1897 infolge der dabei gemachten Enthüllungen der Prozeß gegen den Agenten der politischen Polizei, Kriminalkommissar von Tausch folgte, reinigte allerdings die politische Atmosphäre, aber er verleidete auch durch seine Konsequenzen dem Staatssekretär die Weiterführung seines Amtes. Auch hatten ihn die Aufregungen dieses schlimmen Jahres körperlich schwer angegriffen. So schied er nach einem längeren Urlaub, während dessen sein Nachfolger, Botschafter von Bülow, die Geschäfte führte, von seinem Posten, und damit wurde seine Kraft für das Amt frei, auf dem er seine höchsten Triumphe gefeiert hat. Er wurde im Herbst 1897 Botschafter in Konstantinopel.

Worauf beruhten nun die bekannten Erfolge, die Marschall in fast fünfzehnjähriger Tätigkeit am goldenen Horn erreicht hat? Worauf die eigenartige

Stellung, die er als Berater, Freund und Vertrauensmann des Sultans Abdul Hamid, eines der argwöhnlichsten und kompliziertesten Charaktere, die die orientalische Herrscher Geschichte gekannt hat, einnahm? Worauf die Möglichkeit, in kurzer Zeit das scheinbar zusammengebrochene Werk wieder aufzubauen und bei den Männern, die Abdul Hamid gestürzt hatten, das gleiche Vertrauen wiederzugewinnen? Worauf das hohe Ansehen, das er persönlich auch bei denen seiner diplomatischen Kollegen genoß, die sich in der Rolle zurückgedrängter Rivalen und unterlegener Gegner sahen? Es kommen da mancherlei seltene Eigenschaften zusammen. Zunächst Äußerliches. Er gab sich stets natürlich, ja er schien sich gehen zu lassen in dem zutreffenden, sicheren Bewußtsein seines inneren Übergewichts, das durch die angeborene freie Bornehmheit seines Wesens vor jeder Gefährdung geschützt war. Seine Überlegenheit, die auf Menschenkenntnis, Sachkenntnis und logischer Klarheit beruhte, bedurfte eben niemals der äußeren Pose. Die behäbige Ruhe, die durch die Wucht seiner körperlichen Erscheinung an Schwerefülligkeit zu grenzen schien, imponierte besonders den Orientalen. Es gefiel ihnen, daß dieser Mann immer Zeit zu haben schien, die wichtigsten Fragen mit lächelnder Gelassenheit, eine Zigarette nach der andern rauchend, verhandelte, nie ungeduldig und aufgereggt wurde, aber auch mit fester Entschiedenheit ohne Winkelzüge forderte, wenn er von Rechts wegen etwas zu fordern hatte. Es schien ihm nie auf einen Triumph persönlicher Geschicklichkeit anzukommen; er war wie der Spieler, der mit Verschlagenheit die Chancen vorbereitet und die sich bietenden schnell ausnußt. Wer aber ihm gegenüber mit solchen Mitteln arbeiten wollte, der fühlte sich alsbald durchschaut. Seine Kunst und seine Mittel waren die besseren Gründe; hatte er sie mit seiner sicheren, geschulten und scharfen Dialektik für eine Sache zusammengetragen, dann ließ er diese selbst wirken und unterstützte diese Wirkung nur durch die Bonhomie und die ungezwungene, liebenswürdige Menschlichkeit, die sein ganzes Auftreten ausstrahlte. Deshalb konnte ihm auch der geschlagene Gegner persönlich nicht ernstlich böse sein, denn er sah hinter den Erfolgen dieses Mannes nicht die sonst so häufig vorhandene Genugtuung befriedigter Eitelkeit, sondern den durch menschliches Verstehen und leicht ironische Skepsis gemilderten Ernst der Pflichterfüllung um der Sache willen.

So erschien wohl die Hoffnung berechtigt, ein solcher Mann werde auch das Beste dazu tun können, um die Mißverständnisse zwischen Deutschland und England zu beseitigen. Schon das wenige, was Freiherr von Marschall in der kurzen Zeit seiner Übernahme der deutschen Botschaft in London tun konnte, hat in den maßgebenden Kreisen in England den Eindruck hervorgerufen, daß der rechte Mann an diese Stelle gestellt worden sei. Das Schicksal hat es anders gewollt, und der Platz, den ein tüchtiger und trefflicher Mann einnahm, ist leer geworden. Aber er hat sich seinen Platz in der Geschichte erworben und sein Andenken wird darin fortleben.